

# Matthias Claudius

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl  
scolastic grischun**

Band (Jahr): **25 (1965-1966)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-356215>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Matthias Claudius

*Von Martin Schmid*

Matthias Claudius, Sohn eines Pastors, wurde 1740 zu Reinfeld im Holsteinischen geboren. Er sollte Pfarrer werden. Aber weder die streng orthodoxe Richtung noch die aufgeklärte Vernunftreligion, die sich brüderlich stritten, konnten ihn einnehmen. Er wechselte in die Rechts- und Staatswissenschaft hinüber, beschäftigte sich aber zeit seines Lebens mit religiösen Fragen: mit dem apostolischen Christus, mit Religionsgeschichte, Philosophie. Auch Geschichte, alte und neue Sprachen fesselten ihn. Er soll, als er die Universität verließ, vertraut gewesen sein mit: Griechisch, Latein, Französisch, Italienisch, Spanisch, Englisch, Holländisch und Dänisch. Im Umgang sprach er plattdeutsch.

In Jena trat er mit der «Teutschen Gesellschaft», einem Dichterkreis, in Verbindung und schrieb bald anakreontische Verse nach dem Vorbilde Gerstenbergs, des Hauptes dieser «Teutschen Gesellschaft». Die Kritik ließ keinen guten Faden an Claudius' gereimten Tändeleien. Enttäuscht und entmutigt ließ er vorerst das Dichten und kehrte heim, ohne seine Studien abgeschlossen zu haben.

1764 trat er eine Stelle als Sekretär beim Grafen Holstein in Kopenhagen an. Hier fand er einen Freund in Klopstock, dessen schön und weit schwingende Oden und dessen Epos «Messias» ihm eine neue poetische Welt auftraten.

Entscheidender aber war Hamburg, die Bekanntschaft mit dem gescheiterten Theaterkritiker Lessing und mit Herder. Herder besonders begeisterte ihn. Weltgewandt, genialisch, voll feuriger Ideen und Pläne, die Claudius, dem Kleinen und Intimen zugewandt, bestaunte, wußte Herder einzunehmen. Herder anderseits nennt Claudius «das größte Genie . . . einen Freund von sonderbarem Geiste und von einem Herzen, das wie Steinkohle glüht, still, stark.»

Claudius arbeitete an den Hamburger Adreßcomptoirnachrichten. Er schrieb meist kurze Artikel zur Belehrung und Unterhaltung in einer Sprache, heiter und farbig, die gefiel. Dann erhielt er das Angebot, die Leitung einer neugegründeten Zeitung zu übernehmen. Das war der Wandsbecker Bote. Fröhlich übersiedelte Claudius nach Wandsbeck bei Hamburg, heute dessen Vorort, und ließ sein Blättlein losflattern. Es trat so schlicht und guter Laune auf, daß man auf den Redaktor aufmerksam wurde. Klopstock, Lessing, Herder, Gerstenberg arbeiteten bald, wenigstens gelegentlich, mit. Der Wandsbecker Bote erhielt literarisches Ansehen. Aber keinen wirtschaftlichen Erfolg, und dann hört der Spaß bald auf. Es ging abwärts. 1776 stand unser Redaktor wieder vor dem Nichts. Das war um so bedenklicher, als er inzwischen geheiratet hatte, die Tochter eines Tischlermeisters, seine fromme, brave, anspruchslose Rebekka. Er schrieb an Herder: «Ihr Mädchen ist, hab' ich gehört, aus Veilchenduft und Mondschein zusammengewebt; o du lieber Jüngling, wie gönne ich sie Dir so herzlich und Dich dem Mädchen! Meins ist ein ungekünsteltes Bauernmädchen im wörtlichen Verstande, aber lieb hab' ich sie darum nicht weniger, mir glüh'n oft die Fußsohlen vor Liebe.»

Herder vermittelte ihm eine Stelle als Oberlandeskommisarius in Darmstadt, die ihm aber nicht zusagte, und am wenigsten gefielen ihm die Vorgesetzten. Und dann das Heimweh! Eine Erkrankung erleichterte ihm den Entschluß zu demissionieren.

Er kehrte in sein liebes Wandsbeck zurück. Herder fragte ihn mit seltsamem Zartgefühl, wovon er nun zu leben gedenke. Und die Antwort des schlichten Mannes: «Übersetzen, Fortsetzung des Asmus und – Befiehl du deine Wege!»

Das äußere Leben wurde dürftig genug. Zum Glück griff der Kronprinz von Dänemark helfend ein. Er wies ihm ein Jahresgehalt von 200 Talern an und verhalf ihm 1788 zum Amt des Rechnungsprüfers an der Schleswig-Holsteinischen Bank in Altona mit 800 Talern Gehalt. Nun mochte und mußte es gehen.

Aber das Alter kam, und das Alter bringt Ungemach, wie viele beschönigenden Worte auch unbeholfene Tröster wissen. Seine liebe Tochter Christiane starb im Alter von 20 Jahren. Claudius hat diesen Schlag nie überwunden. Sein zart-schönes Sternenlied «Christiane» gilt ihr.

Und dann die große, böse Welt! Die Französische Revolution flammte auf. Dann griff Napoleon zur Krone und ritt auf seinem Schimmel dröhnenden Heeren zu gewaltigen Eroberungen voraus. Unheil überzog den Himmel über Europa mit Blutröte und Feuerschein. Notschrei und Weheklag füllte die Nächte. 1813 besetzten die Franzosen auch Hamburg. Für Claudius kamen schlimme Tage. Der Sohn Johannes und der Schwiegersohn waren bei den Patrioten, die zum Widerstand gegen den Korsen riefen. Der dänische König aber, sein Gönner und Helfer, war mit Napoleon verbündet. Claudius floh mit Frau und Kindern nach Kiel und kam 1814 nach Lübeck, nachdem schwedische Truppen hier einmarschiert waren.

Nach knapp einem Jahr konnte er ins ländlich-stille Wandsbeck zurückkehren. Seine Gesundheit war erschüttert. Kraft und Mut, wieder anzufangen, waren geknickt. Am 21. Januar 1815 entschlummerte er friedvoll in Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes, des Verlegers Friederich Christoph Perthes.

\*

Und doch darf man wohl sagen: Matthias Claudius lebte in der gewaltigen Umbruchzeit 1740/1815 eine Idylle, abseits vom Spektakel der Weltgeschichte oder doch kaum einbezogen ins geschichtliche Geschehen. Als er von Darmstadt nach Wandsbeck zurückkehrte, schickte ihm Minister von Moser recht unfreundliche Worte nach. «Seine herzliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo es wenig auf Befehle und soviel auf Überzeugung ankommt. Er war aber zu faul, mochte nichts tun als Vögel singen hören, klavierspielen und spazierengehen, konnte die hiesige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödliche Krankheit und ging von selbst zu seinen Seekrebsen zurück.» «Ein faul's Luder», sagten die erbosten Amtsbrüder vom Pfarrer von Cleversulzbach, wenn er Vikare für sich predigen ließ und vor der Kirche, im Grase liegend, zuhörte. Aber der Pfarrer von Cleversulzbach, Eduard Mörike, war im Grunde seines Herzens traurig, ein wunder Einsiedler; über seinen herrlichen Versen segelt der Abendfalter. Claudius aber ist heiter, gesellig, frohmütig. «Er lacht über manche Dinge, worüber sich viele . . . halb tot ärgern würden», schreibt ein Zeitgenosse. Bei schönem Wetter sitzt er gerne im Garten und genießt ein Täßchen Kaffee. Oder er spaziert mit der langen Tonpfeife in der Lindenallee hin und her, die weiße Nachtmütze auf dem langen, braunen Haar. Oder er arbeitet in der gelb tapezierten Kammer; denn faul, wie der Minister sagt, ist Claudius nicht; oder zeigt und erklärt einem Gast die Schildereien auf dem Kachelofen. Oh, gemütlicher ist's freilich beim Bierkrug oder auf

dem Kegelplatz! Und wie schön die Wolken geh'n und der Wind über die flimmernde Weite weht, und die Vögel singen! «Ich danke Gott und freue mich», jubelt er im Gedicht «Täglich zu singen».

Nie ist sein Glaube erschüttert worden. Er kennt kaum Zweifel und Ängste. Heiter ist sein ländliches Haus, herzlich die Frau Rebekka, sein Bebelmus, wie er sie nennt, lustig die Kinder – elf werden es nach und nach –, schön der Garten, gütig der Himmel. Seinen Gott sieht er überall, in der großen Schöpfung, in der Familie, im Vaterland, im Menschen, einen lieben, väterlichen Gott «Glöcklein am Leibrock, die ihn und seinen Gang verraten». Sein Haus ist voll Musik. Er spielt Klavier, Frau Rebekka Cello, und die aufwachsenden Kinder machen jedes auf seine Weise mit. Sein Haus ist seine Burg.

Hausfeste sind seine Erholung. Manchmal auch seine Erfindung. Unter dem Titel «Neue Erfindung» beschreibt er sie. «Hab' eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll Dir hier so warm mitgeteilt werden. Nicht Geburtstags- und Namenstagsfeste, die sind selbstverständlich. Nein: das Knospenfest, der Widderschein, der Mai-morgen, der Grünstängel, der Herbstling (mit Bratäpfeln gefeiert), der Eiszäpfel.» «... Mancher denkt wohl, wenn er Eiszapfen am Dache sieht, könne er nun gleich anfangen zu feiern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der Eiszäpfel kann durchaus ohne einen Schneemann nicht gefeiert werden, und dazu muß erst Schnee sein und Tauwetter kommen, daß der Schneemann gemacht werden kann, und wenn er gemacht ist und vor dem Fenster steht, muß er wieder frieren, daß Eiszapfen am Dach werden, einer halben Elle lang, nicht länger und nicht kürzer usw. Das sind die Präliminarartikel und die *conditio sine qua non*.»

Manchmal geht's laut zu bei den Claudius. In Bocksprüngen tollt er mit den Kindern durch den Garten und treibt mancherlei Kurzweil. Dann läßt er sich nicht stören und weist ungebetene Gäste ab. Nicht mit groben Worten, aber auf oft recht wunderliche Weise. Matthisson, der Freund unseres Dichters Salis, erzählt folgendes Stücklein. Claudius winkt einem unwillkommenen Gast, mit ihm hinters Haus zu kommen. Da weidet die Kuh, von vielen Stechmücken gepeinigt. Er zieht seine Nachtmütze, schlägt darauf los und richtet ein ordentliches Blutbad an. Dann verbeugt er sich tief, die Mütze in der Rechten, vor dem zudringlichen Besucher, der begriffen hat und sich verlegen davonmacht. Der Schalk aber lacht: «Ja nun, Taten sind mehr als Worte.» Ein andermal meldet er einer hochgestellten Dame, die in der Kalesche daherge rollt, den berühmten Dichter kennen zu lernen, schon am Kutschenschlag, Herr Claudius sei nicht zu Hause. Ich denke, er hatte viel Besuch; sein Name ging weit. In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts besuchten die jungen Anton und Daniel von Salis in Hamburg die Handelsakademie Büsch. Ihr Vater, Peter von Salis, der reiche Besitzer des «Alten Gebäus», des schönen Barockhauses an der (heutigen) Churer Poststraße war ein weitsichtiger Herr, dazu bibelfest und belesen. Er vergaß nicht, den Söhnen mit den üblichen väterlichen Ermahnungen und Ratschlägen den Vorschlag nach Hamburg zu schreiben, dem «drolligen Claudius in Wandsbeck» ein Besuchlein zu machen. Der «drollige Claudius!» das ist treffend. Die beiden haben sich wohl einmal gesehen.

Claudius kann auch unangenehme Wahrheiten in aller Öffentlichkeit sagen. Einmal bespricht er im Wandsbecker Boten die «Physiognomischen Fragmente» des Zürchers Lavater. Lavater wurde, besonders von den Frauen und ganz besonders von den Da-

men als der beste Christ und der beste Dichter angeschwärmt und war darum etwas verwöhnt und eitel geworden. Er mag folgende Ausführungen, wenn er sie überhaupt gelesen hat, mit gemischten Gefühlen zur Kenntnis genommen haben. «Mag er (Lavater) bei seiner Entreprise parteiisch sein, übertreiben, tausendmal neben der Wahrheit hinfahren und mehr Unkraut als Weizen sammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und dann ist noch immer die Frage erst, ob alles wirklich Unkraut ist, was du nach deinem Linneus Unkraut nennst.» Auch Herder, der Freund, muß sich einiges gefallen lassen. Claudius zwickt ihn so: «Wenn ich also eine Zange hätte, damit die Eitelkeit und andere Narrheit samt den Wurzeln ausgezogen werden könnten, so würde ich erst meine eigenen ausziehen und dann Euch die Zange präsentieren.» Man wundert sich übrigens, daß er Herder nicht gänzlich zerzaust. Herder pries Shakespeare als «dramatischen Gott». Die biblische Schöpfungsgeschichte war ihm eine rein poetische, heilig-symbolische Dichtung. Die ganze moderne Bildung, die orthodox-christlichen Begriffe, schob er beiseite.

Was sollte Claudius solch blasphemischer Überschwang? Er blieb bei seinem alten, stillen und ländlichen Leben, setzte sein Vertrauen immer tiefer auf Gott und bekannte sich zum schlicht evangelischen Glauben als der einzig gültigen Wahrheit. Diese Einkehr in die Religion der Väter und Rückkehr in den engen Familienkreis löste ihn immer mehr von den Tagesfragen der Literatur. Wandsbeck lag am Rande alles Zeitgeschehens, in stiller Abgeschiedenheit. Ab und zu brachte ein Gast eine Nachricht: vielleicht vom Atheistenstreit in Jena, einen pikanten Klatsch vom Weimarer Hof oder eine laut gepriesene Neuerscheinung vom Büchermarkt. Der Alte nahm das Buch zur Hand, blätterte wohl ein Weilchen darin, legte es auf die Seite und kehrte zurück zu seinen Nächsten, zu den Vögeln des Himmels und den Blumen des Feldes. Er war froh, mit den Zweifeln und Kämpfen der Großen nichts zu tun zu haben.

Goethe, den meteorhaft aufsteigenden Stern, hatte er einmal in Weimar getroffen und gesprochen. Das war 1784 gewesen. Er hatte im Wandsbecker Boten den «Götz» und den «Werther» besprochen; Goethe hatte sich darüber gefreut. Nun aber, je näher sie sich kamen, desto weiter gingen sie auseinander. Die Begegnung mußte, so schrieb Goethe aus Italien, zu einer «immer weitem Entfernung» und schließlich «zur leisen Trennung» führen. Ja, wie war's denn im Xenien-Streit mit Schiller und Goethe? Da haute Claudius wacker daneben:

«Er schrieb. Sie beteten den jungen Schreiber an –  
Und es war um den Menschen getan!  
O hättest du den Götzen nicht geschrieben;  
So wären deine Götter in dir geblieben.»

Man denkt an unsern Salis, der Schiller das Gedicht «Die Götter Griechenlands» nicht verzeihen wollte. Die neue Zeit ward beiden fremd.

In Wandsbeck sammelte Claudius, was er in seinem Büchel, eben im Wandsbecker Boten, an Vers und Prosa im Laufe der Jahre publiziert hatte und gab es heraus unter dem Titel: «Asmus omnia sua secum portans» oder «Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten». Er schreibt in der Subscriptionsanzeige: «Ich will meine Werke auch sammeln und herausgeben. Es hat mich zwar, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, kein Mensch drum gebeten, und ich weiß besser als irgend ein geneigter Leser, wie wenig dran verloren wäre...» Das heißt wohl, er kannte seine Grenzen und wußte

oder ahnte, daß Größeres im Wurf war. In der Tat: im Zeitabschnitt von Claudius' Leben erschienen der «Nathan», «Don Carlos», «Iphigenie», der «Faust» (I), um nur einige der strahlenden Werke zu nennen, in denen die ewig brennenden Probleme des Menschen Gestalt suchten.

Claudius' Werke umfassen acht Teile mit einigen Kupferstichen Chodowieckis, des bekanntesten Kupferstechers jener Zeit. Diese acht Teile wurden in zwei stattlichen Bänden zusammengefaßt. Wer sie durchgeht, erhält den Eindruck von einem originellen, vielbelesenen, ja, gelehrten Mann. Er ergeht sich über östliche Religionen, und zwar weit ausholend, eingehend und wissend, soweit ich das beurteilen kann. Er schreibt über Sokrates, er übersetzt Fenelon, Pascal, Bacons Glaubensbekenntnis und vieles andere und mustert, was im Schaufenster der Zeit erscheint. Freilich bietet er dann keine scharf und schlagend formulierten Rezensionen; er ist kein Lessing, kein sondernder Geist, der die Grenzen steckt. Er plaudert über das Gelesene, unterhaltend mit Spaß und Witz und gelegentlich mit einem Körnlein Ironie. Aber die Ironie ist nicht besonders seine Sache. Wer ohne Zweifel und Gottes und der Welt sicher ist, kommt ohne die Ironie aus. Vor allem bringt er religiöse Betrachtungen: über das Gewissen, das Vaterunser, «über den allgemeinen Eifer für Religion und religiöse Handlungen», über das Abendmahl, das er nach Luther aufgefaßt haben will usw. Die pietistische, warme Herzensfrömmigkeit, der feste lutherische Glauben sind die hellen Räume, in denen seine Glückseligkeit lobsingt. In seiner Auseinandersetzung mit der «neuen Theologie» bleibt er vornehm. Die folgende Stelle spricht dafür: «Und ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei, aber ich war der seine. Und obgleich ich sein Credo nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch. Herrn Mendelssohns Bekanntschaft ist mir nicht beschieden gewesen. Aber ich habe ihn als einen hellen, forschenden Mann mit vielen Anderen geachtet, und als Juden habe ich, wie man sagt, ein tendre für ihn, um seiner großen Väter, und um meiner Religion willen.» Andererseits hat er auch für die Katholiken herzliche Hochachtung.

Seinen langen «Einfältigen Hausvaterbericht über die christliche Religion – an seine Kinder Karoline, Anne, Auguste, Trinetten, Johannes, Rebekka, Fritz, Ernst und Franz» – darf man übergehen. Aber der Brief von 1799 an seinen Sohn Johannes ist von väterlicher Güte, Lebenserfahrung und Erzieherweisheit voll und reif und sprachlich schön, ein Stück kerniger Prosa. Gesundes Brot, nicht Schleckware.

Er bringt auch heitere, spaßige und schrullige Stücke. Gelegentlich ist das eine und andere forciert und gesucht «volkstümlich». Aber es ist schon so, wie Traugott Vogel sagt, man muß die Sachen mehrmals lesen, um den persönlichen Klang und eigenen rhythmischen Reiz zu erleben.

Der Leser stutzt einen Augenblick, wenn ihm am Eingang des Wandsbecker Boten der Kupferstich «Freund Hain» entgegengrinst, das Totengerippe als «Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Haustüre des Buches». Aber, nicht wahr, der Tod gehört diesen frommen Idyllikern und heiterseligen Christen zum Leben wie der Schatten zum Licht. (Sie nehmen ihn so ernst wie die Heutigen die sexuelle Aufklärung). Salis-Seewis, Claudius' Zeitgenosse, war seinen deutschen Freunden durch die Grablieder nahe. Und der andere Zeitgenosse, der alemannische Dichter oben im Wiesental, Johann Peter Hebel? In seinen zwei schönsten Kurzgeschichten führt der Tod Regie. Im «Kannitverstan» führt er den verstaunten Wandergesellen ans Grab eines Unbekannten und zu Einkehr und Zufriedenheit. Im «Unverhofften Wiedersehen»

gibt er den Geliebten der Braut zurück. Der ist, ein junger Bergmann, eines Morgens in den Schacht gestiegen und nicht wiedergekehrt. Sie hat gewartet, eine Ewigkeit in Treuen gewartet und ist alt, runzlig und weiß geworden. Und nun liegt er vor ihr, in unverwelkter Schöne. So sanft und gut kann der Tod sein. In Claudius' Gedichten ist er mild und freundlich, aber auch einmal unbarmherzig den Hammer schwingend, «und die Stunde schlägt». Einmal ruft ihm Claudius burschikos zu: «Die Hand, lieber Hain! und wenn Ihr 'nmal kommt, fall't mir und meinen Freunden nicht hart.»

Die Dedikation des ersten Bändchens enthält ein paar Sätze, die nicht fehlen sollen. «Ich hab da 'n Büchel geschrieben und bring's Ihnen her. Sind Gedichte und Prosa. Weiß nicht, ob Sie 'n Liebhaber von Gedichten sind; sollt's kaum denken, da Sie überhaupt keinen Spaß verstehen, und die Zeiten vorbei sein sollen, wo Gedichte mehr waren. Einiges im Büchel soll Ihnen, hoff ich, nicht ganz mißfallen; das meiste ist Einfassung und kleines Spielwerk: machen Sie mit, was Sie wollen.»

Fragte mich einer, was denn Lyrik sei, ich möchte antworten: «Lyrik ist alchimistische Kunst, Zauber und Feuerwerk, Sagenlicht und Runengeheimnis, bald bizarr, von grünem Dämmer fremd, geheimnisvoll wie die Orchidee, bald wieder formstreng und glasklar wie der Kristall, der das Licht in bunten Farben bricht.»

Claudius hat seine Verse mit sichtlicher Freude im Wandsbecker Boten ausgestreut: muntere Gelegenheitsgedichte und (für meinen Geschmack) auch einmal unschöne Sachen, wie «Auf einen Selbstmörder» oder das «Lied für Schwindsüchtige», auch Belanglosigkeiten, meist Gedichte mit vielen vierzeiligen Strophen. Man wünscht ihm manchmal einen tüchtigen Rotstift, leer plätschernde Strophen zu streichen, zusammenzufassen, zu ballen, zu runden, daß aus kleinem, geschlossenem Gebilde das Große und Allgemeine sich entfalte. Manches von Claudius ist mit dem Tag vergangen, anderes aber volkstümlich geworden, etwa das helle Rheinweinlied «Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher» oder «Der Bauer, nach geendigtem Prozeß». Einiges haben die braven Schulbücher konserviert. Wir Alten kennen noch das «Lied, hinterm Ofen zu singen»; es beginnt: «Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer»; in der siebten Strophe hat er ein Sommerschloß «im lieben Schweizerlande». Von «Urians Reise um die Welt» geht der Anfang noch als fliegende Redensart: «Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen...». Sein «Gülden ABC und Ein silbern dito» hat der Aldus Manutius Verlag mit einem feinsinnigen Begleitwort Traugott Vogels als eine seiner Kostbarkeiten herausgegeben; es ist schon vergriffen. Kraftvoll ist das Kriegslied «'s ist Krieg! O Gottes Engel wehre / Und rede du darein», warm und innig das «Bei dem Grabe meines Vaters», übermütig und witzig «Die Henne», zart und volksliedschön «Christiane». Genug, überlassen wir die Gedichtbeschreibungen den Versspezialisten. Jüngst fand ich ein paarmal in den Zeitungen – man mußte doch Claudius' gedenken – in all dem Gebräu über Konjunkturdämpfung das Gedicht «Der Mensch». Seltsames Zusammentreffen, lest's!

Claudius hat gerne für Komponisten geschrieben und auch Melodien genannt, nach denen dies und jenes Poem zu singen wäre. Da gibt es zum Beispiel eine große «Weihnacht-Kantilene» mit Chor, Rezitativ, Choral, Grave. Was alles von ihm vertont wurde, habe ich mir nicht festzustellen die Mühe genommen. Bekannt ist Othmar Schoecks Wandsbecker Liederbuch, op. 52, Liedfolge nach Gedichten von Matthias Claudius. Von Schubert hebe ich hervor «Der Tod und das Mädchen» («Vorüber! Ach, vorüber! Geh', wilder Knochenmann»). Schubert, der große Liedmeister, der

aus jedem Kiesel Funken und Flammen schlug, hat es zunächst für eine Liedstimme, vertont, dann zwischen 1824 und Frühling 1826 als sein vorletztes Streichquartett. Von Not und Krankheit verdüstert, von Todesahnungen durchschauert, strömt er in diesem Werk seine unsägliche Trauer erschütternd aus: allgegenwärtig ist der Tod. Allgemein bekannt ist wohl auch «Motett» in der machtvollen Vertonung unseres Zürchers Hans Georg Nägeli (1773–1836), «Der Mensch lebt und bestehet. . . ».

Es ist aber vor allem das Abendlied, das den Namen Matthias Claudius bis in unsere Zeit getragen hat und ihn weiter trägt. «Der Mond ist aufgegangen», fast blättert man im 4. Teil der Werke darüber weg, so unvermittelt, fast nebenbei, folgt das Lied einem eher trockenen Prosastück. Eines der schönsten Abendlieder deutscher Sprache, ein Juwel, gesprochen und gesungen. Es baut sich ganz selbstverständlich in sieben sechs- und kurzzeiligen Jambenstrophen auf – Reim 1., 2., 4., 5., 3. und 6. Zeile – die voll und rein im Klang sind. Der erste Blick, wie könnte es anders sein, gilt dem Himmel, der sich mit Mond und Sternen auf Wald und Wiesen und die Gehöfte neigt und den Menschen still und fromm stimmt, daß er sein Heil bedenkt und auch den kranken Nachbarn in sein Gebet einschließt. Der ganze, schlichte, fromme, gottselige Claudius ist in diesen Versen Wort geworden. In ihnen und mit ihnen versammelt er die Familie an der Kinderwiege, wo und solange noch Familie ist.

---

*Täglich zu singen*

Ich danke Gott und freue mich  
Wie 's Kind zur Weihnachtsgabe,  
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,  
Schön menschlich Antlitz! habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer  
Und Laub und Gras kann sehen  
Und Abends unterm Sternenheer  
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir denn zu Mute ist,  
Als wenn wir Kinder kamen  
Und sahen, was der heil'ge Christ  
Bescheret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,  
Daß ich kein König worden;  
Ich wär' geschmeichelt worden viel  
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,  
Daß ich auf dieser Erde  
Nicht bin ein großer reicher Mann  
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichtum treibt und  
bläht,  
Hat mancherlei Gefahren,  
Und vielen hat's das Herz verdreht,  
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut  
Gewährt zwar viele Sachen;  
Gesundheit, Schlaf und guten Mut  
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja und Nein!  
Ein rechter Lohn und Segen!  
Drum will ich mich nicht groß kastei'n  
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nun jeden Tag,  
So viel ich darf zum Leben.  
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;  
Wie sollt' er's mir nicht geben!

Es stand ein Sternlein am Himmel,  
Ein Sternlein guter Art;  
Das tät so lieblich scheinen,  
So lieblich und so zart!

Und blieb denn lange stehen,  
Hatt' große Freud' in mir,  
Das Sternlein anzusehen;  
Und dankte Gott dafür.

Ich wußte seine Stelle  
Am Himmel, wo es stand;  
Trat Abends vor die Schwelle  
Und suchte, bis ich's fand;

Das Sternlein ist verschwunden;  
Ich suche hin und her,  
Wo ich es sonst gefunden,  
Und find' es nun nicht mehr.

---

*Eine Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe*

Bin auch auf Unverstädten gewesen, und hab' auch studiert. Ne, studiert hab' ich nicht, aber auf Unverstädten bin ich gewesen, und weiß von allem Bescheid. Ich ward von ohngefähr mit einigen Studenten bekannt, und die haben mir die ganze Unverstädt gewiesen und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Kollegium. Da sitzen die Herren Studenten alle neben 'nander auf Bänken wie in der Kirch', und am Fenster steht eine Hittsche, darauf sitzt 'n Professor oder so etwas, und führt über dies und das allerlei Reden, und das heißen sie denn dozieren. Das auf der Hittschen saß, als ich d'rin war, das war 'n Magister, und hatt' eine große krause Paruque auf 'm Kopf, und die Studenten sagten, daß seine Gelehrsamkeit noch viel größer und krauser und er unter der Hand ein so kapitaler Freigeist sei als irgendeiner in Frankreich und England. Mochte wohl was d'ran sein, denn 's ging ihm vom Maule weg, als wenn's aus 'm Mostschlauch gekommen wär'; und demonstrieren konnt' er wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, so fing er nur so eben 'n bischen an, und eh man sich umsah, da war's demonstriert. So demonstriert' er z. Ex., daß 'n Student 'n Student und kein Rhinoceros sei. Denn, sagte er, 'n Student ist entweder 'n Student oder 'n Rhinoceros; nun ist aber 'n Student kein Rhinoceros, denn sonst müßt'n Rhinoceros auch 'n Student sein; 'n Rhinoceros ist aber kein Student, also ist 'n Student 'n Student. Man sollte denken, das verstünd' sich von selbst, aber unsereins weiß das nicht besser. Er sagte, das Ding «daß 'n Student kein Rhinoceros, sondern 'n Student wäre», sei eine Hauptstütze der ganzen Philosophie, und die Magisters könnten den Rücken nicht fest genug gegenstemmen, daß sie nicht umkippe.

Denn kam er auf die Gelehrsamkeit und die Gelehrten zu sprechen und zog bei der Gelegenheit gegen die Ungelahrten los. Alle Hagel, wie fegt' er sie! Dem ungelahrten Pöbel setzen sich die Vorurteile von Alp, Leichdörnern, Religion etc. wie Fliegen auf die Nase und stechen ihn; aber ihm, dem Magister, dürfe keine kommen, und käm' ihm eine, schnaps schlug' er sie mit der Klappe der Philosophie sich auf der Nasen tot. Ob und was Gott sei, lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben u. s. w. Dies nun sagt' der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch'n Wald, daß mir nicht einfielen, wer doch die Bäume wohl

wachsen mache, und denn ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich denn an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei.

Weiter sprach er von Berg und Tal, von Sonn' und Mond, als wenn er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Ysop ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war als Salomo. Mich dünkt, wer 'was recht's weiß, muß, muß – sah' ich nur 'nmal einen, ich wollt 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen heitern ruhigen Auge, mit dem stillen großen Bewußtsein etc. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andre verachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz ist eine feindselige Leidenschaft; Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeihen.

---

*Die Geschichte von Goliath und David, in Reime bracht.*

1.

War einst ein Riese Goliath,  
Gar ein gefährlich Mann!  
Er hatte Tressen auf dem Hut  
Mit einem Klunker dran,  
Und einen Rock von Drap d'argent  
Und alles so nach advenant.

2.

An seinen Schnurrbart sah man nur  
Mit Gräsen und mit Graus,  
Und dabei sah' er von Natur  
Pur wie der – aus.  
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,  
So groß schier als ein Weberbaum.

3.

Er hatte Knochen wie ein Gaul  
Und eine freche Stirn,  
Und ein entsetzlich großes Maul  
Und nur ein kleines Hirn;  
Gab jedem einen Rippenstoß  
Und flunkerte und prahlte groß.

4.

So kam er alle Tage her  
Und sprach Israel Hohn.  
«Wer ist der Mann? Wer wagt's mit  
Sei Vater oder Sohn,                      mir?  
Er komme her, der Lumpenhund,  
Ich bax 'n nieder auf den Grund.»

5.

Da kam in seinem Schäferrock  
Ein Jüngling zart und fein;  
Er hatte nichts als seinen Stock,  
Als Schleuder und den Stein,  
Und sprach: «Du hast viel Stolz und  
Wehr,  
Ich komm' im Namen Gottes her.»

6.

Und damit schleudert' er auf ihn  
Und traf die Stirne gar;  
Da fiel der große Esel hin,  
So lang und dick er war.  
Und David haut' in guter Ruh'  
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Trau nicht auf deinen Tressenhut  
Noch auf den Klunker dran!  
Ein großes Maul es auch nicht tut:  
Das lern vom langen Mann;  
Und von dem kleinen lerne wohl:  
Wie man mit Ehren fechten soll.

## *Die Henne*

Es war 'mal eine Henne fein,  
Die legte fleißig Eier;  
Und pflegte denn ganz ungemein,  
Wenn sie ein Ei gelegt, zu schrei'n,  
Als wär' im Hause Feuer.  
Ein alter Truthahn in dem Stall,  
Der Fait vom Denken machte,  
Ward bös darob, und Knall und Fall  
Trat er zur Henn' und sagte:  
«Das Schrei'n, Frau Nachbarin, war  
eben nicht vonnöten;

Und weil es doch zum Ei nichts tut,  
So legt das Ei, und damit gut!  
Hört, seid darum gebeten!  
Ihr wisset nicht, wie's durch den Kopf  
mir geht.»  
«Hm!» sprach die Nachbarin und tät  
Mit einem Fuß vortreten,  
«Ihr wißt wohl schön, was heuer  
Die Mode mit sich bringt, ihr ungezog-  
nes Vieh!  
Erst leg' ich meine Eier,  
Denn rezensier' ich sie.»

---

## *Urians Reise um die Welt, mit Anmerkungen*

Wenn jemand eine Reise tut,  
So kann er was erzählen;  
Drum nahm ich meinen Stock und Hut  
Und tät das Reisen wählen.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Zuerst ging's an den Nordpol hin;  
Da war es kalt, bei Ehre!  
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,  
Daß es hier besser wäre.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

In Grönland freuten sie sich sehr,  
Mich ihres Orts zu sehen,  
Und setzten mir den Trankrug her;  
Ich ließ ihn aber stehen.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Die Esquimaux sind wild und groß,  
Zu allem Guten träge;  
Da schalt ich Einen einen Kloß,  
Und kriegte viele Schläge.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Nun war ich in Amerika;  
Da sagt' ich zu mir: Lieber!  
Nordwestpassage ist doch da;  
Mach dich einmal darüber!

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Flugs ich an Bord und aus ins Meer,  
Den Tubus festgebunden,  
Und suchte sie die Kreuz und Quer,  
Und hab' sie nicht gefunden.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Von hier ging ich nach Mexiko;  
Ist weiter als nach Bremen,  
Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh;  
Du sollst 'n Sack voll nehmen.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Allein, allein, allein, allein,  
Wie kann ein Mensch sich trügen!  
Ich fand da nichts als Sand und Stein  
Und ließ den Sack da liegen.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Drauf kauft' ich etwas kalte Kost,  
Und Kieler Sprott und Kuchen,  
Und setzte mich auf Extrapost,  
Land Asia zu besuchen.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Der Mogul ist ein großer Mann  
Und gnädig über Maßen  
Und klug; er war itzt eben dran,  
'n Zahn ausziehn zu lassen.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Hm! dacht! ich, der hat Zähnepein,  
Bei aller Größ' und Gaben!  
Was hilfts denn auch noch: Mogul sein?  
Die kann man so wohl haben.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Ich gab dem Wirt mein Ehrenwort,  
Ihn nächstens zu bezahlen;  
Und damit reist' ich weiter fort  
Nach China und Bengalen.

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Nach Java und nach Otaheit,  
Und Afrika nicht minder;  
Und sah bei der Gelegenheit  
Viel Städt' und Menschenkinder;

Tutti

Da hat Er gar nicht übel dran getan;  
Verzähl' Er weiter doch, Herr Urian!

Und fand es überall wie hier,  
Fand überall 'n Sparren,  
Die Menschen grade so wie wir  
Und eben solche Narren.

Tutti

Da hat Er übel übel dran getan;  
Verzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

---

*An meinen Sohn Johannes, 1799*

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber  
habe, gebe ich Dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder  
kömmt. Ich kann Dich nicht mitnehmen; und lasse Dich in einer Welt zurück, wo  
guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die  
Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als Du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich Dir einigen Rat geben und Dir sagen, was ich funden habe und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andre Dinge hier mit und neben ihm sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen, er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß Dir nicht weismachen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare Dir denn vergebliche Mühe, und tue Dir kein Leid, und besinne Dich Dein.

Halte Dich zu gut, Böses zu tun.

Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was Du sehen kannst, das siehe, und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion Deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer. Scheue niemand so viel als Dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Egypter. Nimm es Dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun; und was Du sinnest und vorhast, schlage zuvor an Deine Stirne und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend etc. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf Deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da gehe fürbaß.

Wenn Dich jemand will Weisheit lehren, da siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es Dir um Weisheit zu tun ist, so suche sie und nicht das Deine, und brich Deinen Willen und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für Dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andre, bis Du selber gelehrt bist.

Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und laß Dich gerne ihrentwegen hassen; doch wisse, daß Deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast Du Deinen Lohn dahin.

Tue das Gute vor Dich hin, und bekümmre Dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue Dich schwerlich.

Mische Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen tue mit Fleiß.

Schmeichle niemand, und laß Dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn Du Recht tust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gestikulation, und geberde Dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn Du hast, und dünke Dir darum nicht mehr; und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke Dir darum nicht weniger.

Tue keinem Mädchen Leides und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagest.

Hänge Dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach.

Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Tue was des Lohnes wert ist, und begehre keinen.

Wenn Du Not hast, so klage sie Dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Stehe Deiner Mutter bei und ehre sie so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgendetwas öffentlich bezeugt zu haben.

## *Kriegslied*

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,  
Und rede Du darein!  
's ist leider Krieg – und ich begehre  
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen  
Und blutig, bleich und blaß,  
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,  
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,  
Verstümmelt und halb tot  
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten  
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend Väter, Mütter, Bräute,  
So glücklich vor dem Krieg,  
Nun alle elend, alle arme Leute,  
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten  
Freund, Freund und Feind ins Grab  
Versammelten, und mir zu Ehren krächten  
Von einer Leich' herab?

Was hülft' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?  
Die könnten mich nicht freun!  
's ist leider Krieg – und ich begehre  
Nicht schuld daran zu sein!

---

## *Der Tod und das Mädchen*

Das Mädchen.

Vorüber! Ach, vorüber!  
Geh, wilder Knochenmann!  
Ich bin noch jung, geh Lieber!  
Und rühre mich nicht an.

Der Tod.

Gib deine Hand, du schön und zart Gebild!  
Bin Freund, und komme nicht, zu strafen.  
Sei gutes Muts! ich bin nicht wild,  
Sollst sanft in meinen Armen schlafen!

### *Der Mensch*

Empfangen und genähret  
Vom Weibe wunderbar  
Kömmt er und sieht und höret  
Und nimmt des Trugs nicht wahr;  
Gelüstet und begehret,  
Und bringt sein Tränlein dar;  
Verachtet und verehret,  
Hat Freude und Gefahr;  
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,  
Hält nichts und alles wahr;

Erbauet und zerstöret;  
Und quält sich immerdar;  
Schläft, wachet, wächst und zehret;  
Trägt braun und graues Haar etc.  
Und alles dieses währet,  
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.  
Denn legt er sich zu seinen Vätern  
nieder,  
Und er kömmt nimmer wieder.

---

### *Abendlied*

Der Mond ist aufgegangen,  
Die goldnen Sternlein prangen  
Am Himmel hell und klar;  
Der Wald steht schwarz und schweiget,  
Und aus den Wiesen steigt  
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,  
Und in der Dämmerung Hülle  
So traulich und so hold!  
Als eine stille Kammer,  
Wo ihr des Tages Jammer  
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? –  
Er ist nur halb zu sehen,  
Und ist doch rund und schön!  
So sind wohl manche Sachen,  
Die wir getrost belachen,  
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder  
Sind eitel arme Sünder  
Und wissen gar nicht viel;  
Wir spinnen Luftgespinste  
Und suchen viele Künste  
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,  
Auf nichts Vergänglichs trauen,  
Nicht Eitelkeit uns freun!  
Laß uns einfältig werden  
Und vor dir hier auf Erden  
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

\*

Wollst endlich sonder Grämen  
Aus dieser Welt uns nehmen  
Durch einen sanften Tod!  
Und, wenn du uns genommen,  
Laß uns in Himmel kommen,  
Du unser Herr und unser Gott!  
  
So legt euch denn, ihr Brüder,  
In Gottes Namen nieder;  
Kalt ist der Abendhauch.  
Verschon uns, Gott! mit Strafen,  
Und laß uns ruhig schlafen!  
Und unsern kranken Nachbarn auch!